

Der hohe Himmel in China

Erwin Wickert

Das Haus war klein, hatte nur zwei Zimmer, eins links und eins rechts der Eingangstür. Die Küche lag in einem niedrigen Anbau. Das Haus war mit Stroh gedeckt. Auf der Bank neben der Haustür und vor der weiß gekalkten Wand saß der Missionar Pater Grenz. Er war schon alt.

Über ihm stand in seiner Blüte, süß und scharf zugleich duftend, der Faulbaum. Es war der erste Sommertag, Anfang Mai, und schon dunstig. Die gegenüber liegende Hügelseite war etwa fünf Kilometer entfernt, aber nicht mehr in Einzelheiten zu erkennen. Nur der Umriß hob sich, in dem grauen Dunst etwas schärfer gezogen, vom Himmel ab.

Die Mission – das war die weißgekalkte kleine Kapelle und daneben das Wohnhaus – stand auf halber Höhe des Hügels inmitten der Reisfelder, die noch weiter hinaufstiegen. In ihnen arbeiteten den ganzen Tag gebückt, die Hosen bis über die Knie hochgekremgelt, die Bauern und setzten einen Reisschößling neben den anderen. Die Felder waren schon voll Wasser, empfingen Wasser von dem etwas höheren Feld und gaben es in einem kleinen Rinnsal an das nächste darunter ab, so daß es überall gleich hoch über den Pflanzen stand.

Rechts unten im Tal bedeckten die Felder die ganze Ebene wie ein graphisches Netz bis zu dem Fuß des hohen Gebirges im Westen, auf dessen Höhen im Winter Schnee lag und von wo dann die schneidende Kälte kam, gegen die man sich nur schützen konnte, indem man einen zweiten Ischang über den ersten zog und manchmal auch noch einen Mantel. Fausthandschuhe und Pelzmütze trug man auch im Zimmer. Denn das Feuerholz und Reisstroh reichten knapp zum Kochen, und einen Ofen gab es deshalb in der Mission nicht.

Nun war die Kälte zwar vorbei, und man konnte die erste Wärme der Sonne genießen; noch ein paar Wochen, dann aber würden sich von einem Tag zum anderen Feuchtigkeit und Hitze über die Landschaft legen. Nachts würde man schlapp und schlaflos daliegen und warten, bis die etwas, nur etwas kühleren Morgenstunden anbrachen. Die Hitze im Sommer war schlimmer als die Kälte des Winters.

Pater Grenz sah nicht links in die Ebene wie sonst, sondern rechts in das

Tal, auf den Weg, der nach Zhulin führte, die Stadt, in die wieder alle acht Tage ein Postauto kam, seit Tschiang Kaischeks Truppen hundert Räuber in den Bergen gefangen und erschossen hatten, darunter vermutlich viele unschuldige Bauern, die man auf den Feldern einfach aufgegriffen und mitgenommen hatte, um von einem großen Erfolg berichten zu können.

Pater Grenz sah nicht nach links, nach Osten, in die weite Ebene hinab, die flach war wie ein Tisch und in der nur gelegentlich ein Ahnengrab und davor wohl auch ein Baum standen. Dann und wann blitzte dort das silberne Band eines Kanals auf, und wäre es nicht schon so sommerlich dunstig gewesen, hätte man auch die braunen Dschunkensegel über dem Kanal sehen können.

An anderen Tagen sah er, wie gesagt, nur nach links, nach Osten, in die Ebene. Denn über ihr stand der chinesische Himmel. Ja, daran hatte man etwas, wenn man lange hier wohnte. Er war beinahe so wichtig, wie das, was unter ihm lag. Er war zwar auch nicht höher als anderswo; aber jeder, der von der Mission herab in die Ebene sah, erkannte, ohne daß man ihm das zu erklären brauchte, daß er über der Ebene im Osten höher und gewaltiger lag, als im Westen über dem Tal, den Hügeln und dem Gebirge. Aus der Höhe brannte die Sonne im Sommer glühend herab, und man mochte gar nicht in ihre Glut hinaufsehen; im Winter stand sie dort zwar tiefer, aber auch nicht freundlich, sondern metallern im harten Frost blitzend, wie klirrend.

Der Postkuli kam auf dem Wege von Zhulin. Er wischte sich alle paar Minuten mit dem grauen Schweiß Tuch, das locker um den Hals und über den Schultern hing, die Stirn und die Augen. Als er zu Grenz auf seiner Bank trat, verbeugte er sich wiederholt und holte aus seiner alten Ledertasche einen Brief und eine Zeitschrift.

„Wang!“, rief Pater Grenz.

Wang sah aus der Küchentür in dem niedrigen Anbau heraus.

„Gib dem Postboten Reis und Tee! Einen Brief für Pater Berlepsch!“

Wang ließ den Briefträger in die Küche und brachte den Brief zu Pater Berlepsch in sein Zimmer.

Pater Grenz auf seiner Bank vor dem Haus öffnete das braune Kreuzband und faltete das Missionsblatt auseinander. Er überflog zuerst die Personalnachrichten auf der letzten Innenseite. Unter „Provinz Szechuan“ stand nur ein Name, der des Paters Berlepsch. Grenz hielt den Finger drauf und sah hinab in die Ebene, sah hinab und träumte von früher und von den kommenden Jahren. Vom Faulbaum fiel eine kleine, gelbe Blüte herab. Er blies sie von der Zeitschrift.

Berlepsch brauchte lange, bis er aus seinem Zimmer kam. Der Postbote

hatte gegessen, mit dem Diener geplaudert und war schon wieder weitergegangen. Berlepschs Gesicht glänzte vor Schweiß, wie immer, wenn es warm war. Er setzte sich neben Grenz auf die Bank, öffnete den Mund, was man immer hörte, aber dann brachte er doch kein Wort heraus. Pater Grenz wartete, daß er wieder den Mund öffnete. Berlepsch nahm noch einen Anlauf, und jetzt gelang es ihm.

„Ich habe einen Brief bekommen. Ich bin versetzt.“

„Ich weiß“, sagte Grenz. „Es steht schon hier im Missionsblatt. Ich gratuliere. Sie werden sich freuen.“

„Ja“, antwortete Berlepsch und faltete seinen Brief wieder zusammen.

„Sie haben bessere Verbindungen zu Hause. Wie lange waren Sie nun hier?“

Grenz wußte es genau, fragte aber trotzdem.

„Zwei Jahre und elf Monate.“

„Zwei Jahre und elf Monate“, wiederholte Grenz. „Eine kurze Zeit für China. Nicht mehr als ein Augenblick. Man kennt Sie zu Hause. Ich glaube, an mich erinnert sich niemand mehr. Ich bin ein Bauer, wie mein Vater. Er war auch immer allein.“

Berlepsch wollte sagen: Wir wollen uns in den letzten Tagen und Wochen nicht streiten. Haben wir uns nicht schon genug gestritten? Er sagte nach dem zweiten Anlauf aber nur:

„Ich weiß nicht, ob Sie froh sein werden, bald wieder allein zu sein. Ich weiß es nicht. In fast drei Jahren kann man sich in dieser Einsamkeit sehr auseinanderleben. Auch bei gutem Willen von beiden Seiten.“

Pater Grenz schwieg; erst nach langer Pause erwiderte er: „Ja, auch bei bestem Willen. Aber ich habe auch etwas für Sie getan.“

„Ich wollte das eben erwähnen und Ihnen danken. Es steht in dem Brief, daß Sie in Ihren Berichten immer so gütig über mich gesprochen haben.“

Grenz sah ihn schnell an. Sein unrasiertes Kinn zitterte wie immer, wenn er etwas bewegt war.

„Sie irren sich“, sagte er. „Sie sind im Irrtum. Ich habe zwar immer Ihre wissenschaftliche und theologische Begabung hervorgehoben. Was Sie zum Beispiel über die Gnade sagten. Ich konnte Ihnen in unseren Gesprächen nicht immer ganz folgen. Ich hatte ja seit meiner Seminarzeit nie mehr ernsthaft darüber nachgedacht. Aber ich lobte Sie vor allem meinetwegen, aus reiner Selbstsucht. Sie passen doch auch gar nicht hierher.“

„Ach so?“

„Glauben Sie mir nicht?“

„Ich glaube Ihnen nicht ganz, daß Sie wieder Ihre Ruhe haben wollen.“

Sie halten es hier doch gar nicht alleine aus. Wie haben Sie sich in den ersten Wochen gefreut, als ich Ihnen als Gehilfe zugeteilt worden war! Und Sie haben es mir damals oft genug erzählt, wie es ist, wenn man hier ein Jahr allein unter Menschen lebt, die in einer ganz anderen Welt aufgewachsen sind. Wenn man keinen hat, mit dem man sprechen kann wie mit unsereinen.“

„Ich weiß. Ich erinnere mich“, sagte Pater Grenz.

„Ich werde das zu Hause auch berichten. Es ist unmenschlich, Sie so lange hier zu lassen. Sie sind fast siebzig. Sie gehen doch hier zugrunde. Ein Dutzend Jahre!“

„Ach, lassen Sie mich in Frieden, Berlepsch! Haben Sie in den zwei Jahren und elf Monaten nicht gesehen, daß mein Platz hier ist? Ich will gar nicht weg. Ich will hierbleiben. Ich bin nun einmal, wenn es nicht zu hochtrabend klingt, dazu ausersehen, hier zu arbeiten und zu leben. Und ich bleibe hier. Wann wollen Sie reisen?“

„Ich weiß noch nicht. Bald. Vielleicht in der nächsten oder der übernächsten Woche.“

„Ein Dutzend Jahre - ja, Sie haben recht, das hält eigentlich kein Mensch aus; aber ich bleibe hier“, sagte Grenz, entschieden. „Ich bleibe hier, und das können Sie unseren Brüdern zu Hause bestellen. Nehmen Sie es mir nicht übel, ich meine es nicht böse, aber es macht mir wirklich nichts aus, wieder allein zu sein. Wann, sagten Sie, wollten Sie fahren?“

„Nächste oder übernächste Woche, dachte ich, wenn es Ihnen recht ist. Mit dem Postauto. Ich habe ja nicht viel zu packen; ich muß mich nur noch in den Dörfern verabschieden, die Kranken besuchen. Am übernächsten Sonntag wäre ich eigentlich dran, die Messe zu lesen.“

„Lassen Sie sich dadurch nicht aufhalten, Berlepsch! Die Messe kann ich übernehmen. Wie früher: Am Morgen hier. Und in Zhulin am Abend.“